

Die Räuber

Das Karpatenvolk hat keine nationale Tradition, es hat auch keine Geschichte, die in Büchern nachzulesen ist. Aber es besteht gar kein Zweifel, daß seine Geschichte früher oder später geschrieben und, wenn Zeit genug dafür bleibt, daß auch ein reicher Grundherr aus dem Mittelalter gefunden wird (ein mutiger Heerführer, Begründer eines Klosters, ein Förderer der Wissenschaften und Künste), dem man auf dem Marktplatz von Uzhorod ein Denkmal errichten kann, auf dem er hoch zu Rosse sitzt; sein Name wird solange mit vibrierender Stimme, mit frommen Gebärden, schmückenden Schlagworten und so vielerlei Prädikaten wiederholt, bis er sich in einen mystischen Dunst gehüllt hat — und dies alles einzig und allein zu dem Zweck, die tiefen Gefühle zu erwecken, die die gegenwärtige oder künftige Politik verlangt. Bisher gibt es das aber noch nicht. Das Karpatenvolk ist also ohne offizielle Helden.

Dennoch besitzt es Helden, die viel anziehender sind als jene in Steigbügeln, mit dem Schwert an der Seite. Es sind die edlen Räuber. Sie leben in den Erinnerungen des Volkes, in seinen Liedern, in seinen Sagen und in seinen Erzählungen.

Doch geradeheraus sei es gesagt: sie sind um nichts wirklicher als die anerkannten Helden. Der Mensch hat ein unstillbares Verlangen nach Gerechtigkeit; in seinem Innern empört er sich gegen eine Gesellschaftsordnung, die sie ihm versagt, und ganzgleich in welcher Welt erlebt, beschuldigt er entweder diese Gesellschaftsordnung oder am Ende sogar die materielle Welt der Ungerechtigkeit. Der Mensch ist von einem seltsam hartnäckigen Streben erfüllt, sich zu erinnern, sich etwas auszudenken und umzuformen; und überdies trägt er in seinem Innern den Wunsch nach der Erfüllung dessen, was ihm versagt wird — und sei es auch nur durch ein Märchen.

Darauf beruhen wohl die Sagen von den Helden aller Zeitalter, aller Religionen, Völker und Klassen. Die Helden des armen mittelalterlichen Volkes sind die edlen Räuber, und auch für sie gilt das. In der Tat, wenn wir die Sache nur so betrachten würden, dann brauchten wir uns nicht so sehr darum zu kümmern, wie es sich mit ihrer materiellen Wirklichkeit verhält; denn es ist gewiß interessanter in die Werkstatt des menschlichen Geistes zu blicken (oder es wenigstens zu versuchen), als sich mit irgendwelchen Figuren zu beschäftigen, bei denen man schließlich feststellen muß, daß sie unseres Interesses nicht wert sind. Aber wir beobachten das Karpatenland. Und darüber können uns sowohl die Räuber selbst als auch die Legenden viel erzählen, die das Volk hier über sie erfunden hat. Wer sind diese Räuber?

Immer Freibeuter. Häufig Menschen mit so unklaren politischen oder sozialen Wünschen, wie

sie das primitive Volk hat. Immer tragische Gestalten. Weil sie nie auch nur in die Nähe ihres Ziels kamen und nie über die ersten Anfänge des Sammelns der Kräfte und der Organisierung hinausgelangt sind — jene Anfänge, die erst aus Banden Militär und aus einem Räuberhauptmann einen Heerführer machen. Und immer Opfer. Denn sie gingen unter den Händen der Henker, an den Ränken ihrer Freunde und dem Verrat ihrer Geliebten zugrunde.

Das Gesetz betrachtet sie als Verbrecher, als Aufrührer, die von keiner Gesellschaftsordnung in ihrer Mitte geduldet werden, als Mörder, Brandstifter und Räuber.

Das geschriebene Recht verurteilt sie. Das natürliche Rechtsgefühl des unterdrückten Volkes aber spricht sie frei. Denn sie sind der Ausdruck seines Sehns nach Gerechtigkeit. Sie verkörpern das Verlangen der Schwachen, stark zu werden, sei es auch nur für einen kurzen Augenblick, selbst um den Preis des eigenen Lebens. Sie sind die Verkörperung von Haß und Rache.

Im Westen gibt es schon seit Jahrhunderten keine Räuber mehr. Die Menschen, die dort einmal die Gründer der Adelsgeschlechter und auch der herrschenden Dynastien waren, sind nicht einmal eigentliche Räuber gewesen, denn nachdem sie ihre Ziele erreicht hatten, verloren sie das Recht auf diesen ehrenvollen Namen und sind aus dem Gedächtnis des Volkes verschwunden; mit dieser Tatsache wußte sich die herrschende Staatsmacht, die im Westen Europas sehr stark geworden war, wohl Rat. Ganz anders war es auf dem Balkan und in den Karpatenbergen. Aber während die Komitadschis, die wieder und wieder in politische Kämpfe verwickelt waren, im vergangenen Jahrhundert ihren Charakter verloren und zu militärischen und politischen Organisationen wurden, haben sich die Karpatenräuber ihr ursprüngliches Gesicht bis in unsere Tage bewahrt. Das ukrainische Volk hat sie „Opryschky“* genannt; es unterscheidet in seiner Sprache viel genauer als das tschechische Volk zwischen Räufern, die nur auf Beute ausgehen und den anderen, die zugleich Rächer und Vollstrecker der sozialen Gerechtigkeit sind — gleichgültig ob es sich wirklich so verhält oder nur geglaubt wird.

Das heutige Karpatenrußland, ein nur schwach besiedeltes Land - mit seinen Urwäldern, Bergen und Fels-schründen, namentlich mit seinen Schwarzen Bergen im Osten, die bis in die jüngste Vergangenheit an der Grenze von drei Staaten, nämlich Polen, Rumänien und Ungarn, lagen, war geographisch wie geschaffen für den Aufenthalt von Räufern, die hier genügend Unterschlupf fanden. Wenn sie verfolgt wurden,

hatten sie nach einem Marsch von wenigen Stunden bereits das Gebiet eines anderen Staates erreicht.

***Opryschky: Bäuber, Rebellen**

Das Rebellentum hat in den Karpatenbergen und in den angrenzenden Gebieten eine alte Vergangenheit. Die Geschichte nennt schon am Ende des 15. Jahrhunderts den Bauern Mucha aus der Bukowina, der die Adelsgüter zwischen Galizien und Rotatyn zerstörte und über ein Gefolge von neunhundert Männern gebot, eine Macht also, mit der es zur

damaligen Zeit möglich war, sich auch politisch Geltung zu verschaffen, und die gewiß schon die Macht gewöhnlicher Räuberhauptleute überragte. Das galizische Adelsheer wurde gegen Mucha gesandt, konnte sich seiner jedoch nicht bemächtigen. Später erst wurde er nach dem Vorbild eines sich immer wiederholenden Motivs der Räuberlegenden von seiner Geliebten verraten, verhaftet und in Krakau zu Tode gemartert.

Das Volk flüchtete vor der Bedrückung der Herren, vor der Pest und vor dem Kriege aus den Dörfern in die Berge; Deserteure aus den verschiedenen Heeren, Landsknechte, denen der Sold nicht ausgezahlt wurde, und natürlich auch Verbrecher, die vor der Folter und dem Galgen flüchteten - sie alle zusammen bilden die Räuberbanden der Karpaten. Sie plündern die Herrensitze und brennen sie nieder, massakrieren Herren und Juden, üben Rache, berauben und morden die Kaufleute, fordern Lösegelder, lassen sich bei den verschiedenen Adelsheeren anwerben und vollbringen manchmal wirklich revolutionäre oder kriegerische Taten, wie in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts bei dem Aufstand des Bogdan Chmelnizki gegen den polnischen Adel. So war es während des ganzen sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts — das Räuberwesen wurde für das Land am Fuße der Karpaten zu einer symptomatischen Erscheinung.

Den größten Ruhm erreichte das Räuberwesen in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Es war die Zeit der ärgsten Bedrückung der Bauern, zugleich aber auch eine Zeit des völligen politischen Chaos in Polen, Ungarn und Rumänien. Polen war in innere Kriege zwischen August II. und Stanislaw Leszczyński verwickelt; unter August III. herrschte im Lande Anarchie. In Ungarn ging der Aufstand von Franz Rakoczi, dem Jüngeren, zu Ende, und der zweite Türkenkrieg und der Erbfolgekrieg Karls IV. brachten dem Land neue Unruhe; Rumänien wurde nach dem Krieg mit Rußland von Unruhen erschüttert. Weil Kriege aber sowohl viel Geld als auch viele Menschen verschlingen, steigt die wirtschaftliche und körperliche Bedrückung der Bauern bis ins Unerträgliche. Damals bevölkerten sich die Karpaten mit Rebellen. Damals schon reiften die sozialen und psychischen Voraussetzungen für einen Aufstand gegen den polnischen Adel, für das „Gemetzel“ des Jahres 1768, jenes schreckliche Aufblühen des Volkszornes, bei dem während kurzer Zeit zweihunderttausend Herren und Beamte, Juden und römisch-katholische Geistliche ermordet wurden.

Zu dieser Zeit trat auch der Räuber Oleksa Dovbus, der Volksheld, hervor, ein geschichtlich bewiesener und konkreter Janosik* der Poloniner Karpaten, der noch heute in vielen Sagen, Fabeln und Liedern gefeiert wird.

Über den wirklichen Oleksa Dovbus oder Dobos, Dovbos oder Dovbosuk unterrichten uns sehr ausführlich die Gerichtsakten aus Stanislawow, wo er selbst zwar nicht abgeurteilt, wo aber das hochnotpeinliche Verfahren

* Janosik: legendäre Räubergestalt der Slowaken an den Mitgliedern seiner Bande und an seinem Nachfolger vollstreckt wurde.

Dr. Julian Celevytsch hat sich in dem Artikel „Opryschky“ im XIX. Band der Ruthenischen historischen Bibliothek (Lwow 1897) mit den Karpatenräubern und auch mit der Gestalt des Dovbus befaßt, und die geschichtlichen Daten dieser Reportage stammen von dort.

Oleksa Dovbus war der Sohn eines Leibeigenen aus Pecenicin, der sich frühzeitig dem Räuberwesen zuwandte, und bereits im Jahre 1738 eine Gruppe „Schwarze Burschen“ befehligte. Er plünderte und brannte Adelssitze nieder, er mordete und beraubte Adlige, Juden und Kaufleute. Bauern überfiel er nicht; nur manchmal entweder aus Rache oder weil sie seinen Befehlen nicht Folge leisten wollten — brachte er auch sie um und ließ ihre Hütten in Flammen aufgehen. Er überfiel auch ganze Dörfer, deren Einwohner sich dafür hatten anwerben lassen, ihn zu fangen. Anfangs raubte er gemeinsam mit seinem Bruder Ivan; aber bereits im Jahre 1739 am Karsamstag, kam es zwischen beiden während eines Gelages in ihrem Heimatdorf zum Streit, bei dem Oleksa so schwer am Bein verwundet wurde, daß er bis zu seinem Tode hinkte — ein Merkmal, das in allen Sagen um ihn immer wieder auftaucht. Ein Zufall, der sich zutrug, als beide bis zur Bewußtlosigkeit betrunken in der Schenke lagen, gibt uns zum Teil eine Erklärung dafür, warum Oleksa Dovbus, der niemals mehr als dreißig Menschen anführte, sieben Jahre lang in drei Staaten rauben und Schrecken verbreiten konnte (auch diese Zahl kennen die Sagen). Damals fuhr nämlich der herrschaftliche Unterbeamte Rusel durch das Dorf, und als ihm die jüdische Schankwirtin sagte, beide Räuber wären hilflos und auch ein kleines Kind könne sie fesseln, antwortete er: „Warum soll ich sie fesseln? Sie haben mir nichts getan.“ Der herrschaftliche Beamte Rusel war, wie auch aus anderen Gerichtsprotokollen hervorgeht, von Dovbus gekauft. Nach dieser Begebenheit trennten sich die Brüder. Oleksa blieb hier bei den Huzulen, Ivan ging auf die galizische Seite, wo er starb. Im Sterben vermachte er der Kirche sein Rebellenmesser, an dessen Heft auf der einen Seite eingeschnitzt steht: „Ivan Dovbusuk, der berühmte Ge-birgsräuber, hat vor seinem Tode dieses Messer in der Kirche von Benasky niedergelegt“; und auf der an deren Seite: „Mit diesem Messer ging durch Dovbuscuka Hand zugrunde ...“ Der Name ist unleserlich.

Die Protokolle von Stanislawow nennen bis zum Jahre 1740 – das sind nur zwei Jahre seines Räuberlebens — siebenundzwanzig Verbrechen von Oleksa Dovbus. Mit geringfügigen Abweichungen sind es immer die gleichen: Morde, Brandstiftungen, Plünderungen, Raubüberfälle. Dovbuss Macht wuchs nicht, die Zahl seiner Leute erhöhte sich nicht. Es ist offensichtlich, daß er keine höheren politischen oder sozialen Ziele verfolgte. Er war ein Rebell. Und ein Räuber. Doch die soziale Unbill, die an seiner Klasse verübt wurde, rächte er auch ohne Beuteabsichten; er strafte von einem höheren Gesichtspunkt aus, obwohl man ihm persönlich nichts zuleide getan hatte.

In den Aufzeichnungen der Bernhardiner von Lwow befindet sich eine Eintragung, die den Überfall auf den Sitz des Herrn Konstantin Zlotnicky im Mai 1744 betrifft. Dovbus hielt Herrn Zlotnicks Hände ins Feuer und ließ sie verbrennen, streute ihm glühende Kohle auf die Haut und nahm das angebotene Lösegeld nicht an. „Ich bin nicht nach Geld gekommen, sondern nach deiner Seele, damit du das Volk nicht länger folterst.“ Er tötete ihn, seine Frau und seinen noch nicht erwachsenen Sohn. Selbst die Bernhardiner von Lwow schließen diese Eintragung mit dem Bemerkung, daß Herr Zlotnicky ein grausamer Herr gewesen und viele Menschen getötet hätte.

Doch gab es in Dovbuss Charakter auch eine gewisse gefühlsmäßige Weichheit des Naturmenschen, die nur dem Anschein nach unvereinbar mit der Grausamkeit seines Gewerbes und seiner primitiven sozialen Sendung war. Der folgende Vorfall ist in den Gerichtsakten von Stanislawow festgehalten: Der polnische Oberst Prelusky verfolgte Dovbus mit einer Abteilung bewaffneter Bauern in die Berge. Dovbus lockte sie in eine Falle. Als bereits jeder Räuber einen Bewaffneten aufs Korn genommen hatte, befahl er, nicht zu schießen, „denn jeder hat Frau und Kinder“. Und der polnische Dichter Franz Karpinsky schildert in seiner Autobiographie einen Vorfall, der sich bei seiner Geburt im Oktober des Jahres 1741 zugetragen haben soll. Der Vater des Dichters, Herr Ondrej, hatte die Nachricht erhalten, daß Dovbus mit zwölf seiner Getreuen anrückte; er raffte schnell alle Wertsachen zusammen und flüchtete in den Wald. Er ließ die Frau, die sich gerade in Geburtswehen befand, und die Hebamme im Hause und befahl bei seinem Weggang nur, man solle Dovbus mit Brot, Käse und Branntwein bewirten. Die Räuber kamen eine Stunde nach der Geburt des Söhnchens. Die Wöchnerin konnte vor Schrecken nicht sprechen, aber das alte Weib nahm den Säugling auf die Arme und sagte: „Vor einer Stunde ist er geboren, denke an Gott, an die kranke Mutter und an das Kind!“

Dovbus gab dem Weib einige Taler und ließ sich mit seinen Leuten die vorgesetzten Speisen munden. Er raubte nichts und gebot der Mutter nur, dem Kinde seinen Namen zu geben: Oleksa. Ein Wunsch, der ihm nicht erfüllt wurde.

Von dem Schrecken, den Dovbus unter dem polnischen Adel verbreitete, zeugt eine Kundmachung des Kronhauptmanns von Tarnopol, in der alle Dörfer, die Dovbus unterstützten, mit Vernichtung bedroht werden. Auch die Sitzung des galizischen Parlaments vom 10. September 1743, in der dem Hauptmann für die Aufstellung eines Heeres gegen Dovbus gedankt wurde, mit der Aufforderung, auch künftig in der Bekämpfung dieser „frechen Schlange“ nicht nachzulassen, beweist diesen Schrecken. Gegen die dreißig Männer von Dovbus wurden unter der Führung des Obersten Prelusky von der galizischen Seite her bis zu zweihundert Mann starke bewaffnete Abteilungen entsandt. Auch von den ungarischen Behörden wurde Dovbus verfolgt. Viele seiner Kameraden wurden getötet, viele gefangen und noch weit grausamer gemartert, als sie vordem ihre Opfer gefoltert hatten; mit Kerzen und glühenden Eisen versengte man ihre Haut, trieb ihnen Nägel in den Körper; auch das Abhacken der Glieder vor der Hinrichtung war eine übliche Form der Vergeltung. Doch Dovbus lernte, vorsichtig zu sein. Ständig wechselte er den Ort, bald tauchte er in der Gegend der Schwarzen Berge in den Karpaten auf, bald in der ungarischen Tiefebene, bald in Polen oder Rumänien. Selbst den allernächsten Freunden sagte er weder wo er übernachtete, noch, wo er überwinterte.

Ein Jahr vor seinem Tode, im Jahre 1744, tat er es doch. Er befand sich auf der ungarischen Seite der Karpaten, wo er in den am Fuße der Karpaten liegenden Dörfern neue Leute für seine Bande anwerben wollte, und wo er sich so sicher wähnte, daß er auch seine Frau nach Jasina brachte. Aber auch hier waren die ungarischen Behörden hinter ihm her; er mußte fliehen.

Am 24. August kam er in Kosmac um — durch den Verrat der Geliebten, berichtet das Lied und erzählen die Legenden nach altem Muster. Als er auszog, das Kuter Schloß zu erobern, soll er sie besucht haben. Aber so ist es nicht gewesen. Der Bauer Stepan Dzvinka aus Kosmac weigerte sich nach dem Tode seiner ersten Frau, ihrem Vater die Mitgift zurückzugeben; dieser bat Dovbus um Hilfe, und Oleksa machte sich mit seinen Burschen nach Kosmac auf, um die Mitgift, wenn nötig, mit Gewalt zu holen. Dovbuss Tod ist in den Vernehmungprotokollen von Stepan Dzvinka eingehend beschrieben worden; sie werden ergänzt durch das Verhör des Vasyl Bajurak, eines ehemaligen Mitglieds von Dovbuss Gefolge, der nach Oleksas Tod Anführer wurde und neun Jahre später gefangen, gefoltert und in Stanislawow hingerichtet wurde.

Oleksa war nachts mit seinen Leuten nach Kosmac gekommen. Dzvinkas Frau und seine Mutter wollten ihn nicht in die Hütte lassen und gebrauchten die Ausrede, sie wüßten nicht, wer er sei, und Stepan sei nicht zu Hause. Dieser war aber schon vorher gewarnt worden und hatte sich auf dem Dachboden versteckt, als er Dovbus auf seinem Hof erblickte; er machte die Flinte

schußbereit. Dovbus hämmerte gegen die Tür, hob sie aus den Angeln und drang ein. In diesem Augenblick feuerte Dzvinka von oben. Er traf Dovbus in den Rücken. In dem Durcheinander, das entstand, gelang es den Bewohnern der Hütte zu fliehen. Dovbus lag auf dem Fußboden, und seine Leute beugten sich über ihn. Ihr Anführer war schwer verwundet. Er befahl, die Hütte niederzubrennen (dies geschah jedoch nicht, vielleicht weil man kein Feuer schlagen konnte) und versuchte, mit seinen Leuten in den Wald zu entkommen. Aber bald war er so geschwächt, daß ihn zwei aus seinen Gefolge, Bajurak und Orfenuk, tragen mußten. Aus anderen Quellen wissen wir, wie sich die „Opryschky“, die immer auf der Flucht waren und sich einzeln wie auch in der Gemeinschaft stets in Lebensgefahr befanden, verhielten, wenn sie in ihrer Mitte einen verwundeten Kameraden hatten: sie trugen ihn an einen sicheren Ort, bedeckten ihn mit Reisig, ließen etwas Branntwein und Tabak bei ihm zurück und trennten sich von ihm. So geschah es auch mit Dovbus. Beim Abschied schenkte er Bajurak seine Flinte und Orfenuk die Pistole.

Stepan Dzvinka hielt sich die ganze Nacht mit seiner Familie verborgen. Am Morgen alarmierte er das ganze Dorf, sammelte die Leute und man machte sich zusammen mit den Geistlichen auf den Weg, um die Spuren zu verfolgen. Sie fanden Dovbus noch lebend, in ein mit Schwefel und Fett durchtränktes Hemd gekleidet (dies tun die Gebirgsschäfer noch heute, um sich vor Insekten und dem Eindringen von Wasser zu schützen) und mit Zweigen bedeckt. Dzvinka fragte ihn, wer ihn zum Überfall angestiftet habe. „Das ist nicht wichtig. Mir war solch ein Tod bestimmt.“ Die Geistlichen fragten, ob er die Beichte und die heiligen Sakramente wollte. „Bevor ich mich auf diese Bahn begeben habe, habe ich gebeichtet und die Sakramente empfangen.“ Man fragte ihn, wo er seine Schätze verborgen habe. „Auf der Bergwiese in den Schwarzen Bergen. Gott weiß es, ich weiß es. Die Erde wird Nutzen davon haben, nicht die Menschen.“ Man trug ihn nach Kosmac, wo er starb. Er hatte etwas Geld bei sich, ein kleines goldenes Kreuz, das er einmal im Hofe von Bohorodcany erbeutet hatte, und eine silberne Pulverbüchse vom Zlotnicky-Hof; diese Gegenstände verschwanden. Dovbuss Leiche wurde auf einen Wagen gelegt, von einem Dorf ins andere gefahren und dann im Rathaus von Kolomyja zur Schau gestellt. Die Nachricht von Dovbuss Tod wurde öffentlich in allen Gemeinden verkündet. Stepan Dzvinka wurde zur Belohnung aus der Leibeigenschaft freigelassen, und der Herzog Jablonsky befreite ihn von allen Steuern und Abgaben.

Das ist das wirkliche Schicksal des Räuberhauptmanns Oleksa Dovbus.

Das Räuberwesen in den Karpaten nahm mit ihm jedoch nicht sein Ende. Die Quellen führen bis tief ins 19. Jahrhundert noch eine lange Reihe von Räubern an. Das Räuberwesen wurde im Gegenteil

sogar organisiert. Da war zum Beispiel die Rotte des Ivan Bojcuk, eines wohlhabenden Bauern und Gefährten von Dovbus und Bajurak; er mordete nicht um Geld zu erlangen, sondern überfiel nur Herrensitze, beraubte fremde Kaufleute und verlangte von ihnen Abgaben. Diese Rotte war militärisch organisiert, an der Spitze standen Gemeindeälteste, die bestimmte Funktionen zu erfüllen hatten, die für Taktik, Versorgung oder Finanzierung verantwortlich waren; sie stimmten gemeinsam ab und entschieden gemeinsam. Damit gingen sie über die Ordnung der üblichen Räuberbanden hinaus und näherten sich einer Stufe, auf der aus dem Räuberhauptmann ein Revolutionsführer und aus der Rotte eine revolutionäre Organisation wurde.

In den Karpaten und am Fuß des Gebirges traten auch jüdische Räuber auf, deren Taten nicht weniger grausam sind als die der anderen Räuber. Im Jahre 1837 wurden Steckbriefe gegen die Bande von Moische Jankl Reiser, genannt Schwärzner oder Puclik, erlassen, gegen Srul Mendl Schor, Hersch Mendon und Berl Levi, genannt Lever. Die Juden verbündeten sich auch mit den anderen Räuberhauptleuten (auch mit Dovbus), und schickten sie gegen die Reichen ihres Volkes und kundschafteten die guten Gelegenheiten aus. Die Sagen von den jüdischen Räubern haben sich auf beiden Seiten des Gebirges bis heute erhalten.

Vielleicht ist es auch zweckdienlich, sich noch über den Tod von Dovbuss Kameraden Vasyl Bajurak zu äußern, und zwar über die Einzelheiten bei seiner Hinrichtung, die sich, wenn auch in verschiedenen Variationen, in den Räuberlegenden und Liedern wiederholen. Der Dichter Franz Karpinsky, zu dessen Geburt Oleksa Dovbus damals erschienen war, schreibt darüber in seiner Autobiographie: „Die erste Hinrichtung, die ich in jener Zeit gesehen habe und die einen tiefen Eindruck auf mich machte, fand in Stanislawow statt. Ein Räuber namens Bajurak wurde hingerichtet, der einer von den zwölf Leuten Dovbuss war und den man nach dessen Tode zum Anführer der Bande gewählt hatte. Während er dem Richtplatz und seinem Tode entgegenschritt, ließ er sich eine kleine Hirtenpfeife reichen, ein sehr beliebtes Instrument bei den Gebirglern, auf der er ein wehmütiges Lied aus dem Gebirge spielte.“ Zuerst wurden Bajurak die Arme bis zum Ellbogen abgehackt, dann mit demselben Beil der Kopf (offenbar um den Tod des armenischen Kaufmanns zu rächen, dem es durch Bajuraks Bande ebenso gegangen war); die Leiche wurde gevierteilt, Glieder und Kopf an den Galgen gehängt.

Das Volk liebt seine Helden. Und das Volk auf beiden Seiten der Karpaten gedenkt noch heute seines Dovbus.

„Er hat das Unrecht am Volk gestraft.“

„Er war grausam zu den Herren, zum Volk aber war er bannherzig und freundlich.“

„Er hat den Reichen genommen und den Armen gegeben.“

„Solange er lebte, haben ihn die Herren gefürchtet und sich gebessert, und dem armen Volk ging es besser.“

„Ein neuer Dovbus wird kommen!“

Das ist nicht mehr der wirkliche Oleksa Dovbus. Das ist bereits Legende oder, besser gesagt, ein Seufzer, aus dem die Legende geboren wurde. Viele Sagen gibt es über Dovbus. Berge, Dörfer, Schlösser, einsame Bäume und Felsen verbinden sich mit seinem Namen. Er mordete den Teufel, der den Herrgott lästerte, und Gott machte ihn dafür stark und unverwundbar. Er konnte nur von einer silbernen oder gläsernen Kugel getötet werden, die, in den Körnern des Frühjahrsgetreides verborgen, bei der Messe dem Geistlichen hatte übergeben werden und von zwölf Geistlichen mit zwölf Messen geweiht sein müssen. Er überfiel die Schlösser, bestrafte die grausamen Herren, streute Säcke mit Dukaten aus, gab dem armen Volk die Pfänder von den Wucherern zurück und vernichtete das Heer. Auf dem Kedrovaty hatte er einen steinernen Thron, von dem aus er das Volk regierte; dort hatte er auch seine Schätze vergraben, die, kämen sie nur ans Tageslicht, die ganze Welt blenden würden. Seine Geliebte - sie hieß Dzvinka - verriet ihn (die Legende hat bereits vergessen, daß Dzvinka ein Familienname und kein Vorname ist), unter neun Schwüren entlockte sie ihm das Geheimnis von der Silberkugel. Sein Grab liegt an einer unbekannt Stelle des Kedrovaty verborgen, und wenn der erste Frühlingsstrahl in seinen Schatten dringt und Dovbuss Herz berührt, dann wird die Welt Auferstehung feiern. Ein neuer Dovbus wird kommen.

Vor seinem Tode vergrub Oleksa seine Flinte tief in die Erde; jedes Jahr rückt sie ein bißchen näher an die Oberfläche, und wenn sie zum Vorschein kommt, dann wird es geschehen ...

Vom Tode Dovbuss hat sich auch eine Volksballade erhalten. Herb und schön, grausam und süß wie das Karpatengebirge.

Sie ist offenbar in der Zeit entstanden, da die Erinnerungen an den wirklichen Oleksa Dovbus noch frisch im Gedächtnis haften. Freilich, auch die Ballade glaubt an das entlockte Geheimnis von der Silberkugel, auch sie spricht von der Geliebten des Räubers, indem sie die alten Traditionen übernimmt und andeutet, daß es eines Mannes, der auf der Welt etwas will, unwürdig sei, sich mit dieser verräterischen Brut des Teufels einzulassen. Aber den Tod des Dovbus, über den wir aus den Protokollen des Stepän Dzvinka und Vasyl Bajurak gut Bescheid wissen, schildert sie bewunderungswert treu. Sie kennt die Ortsnamen, sie kennt Stepan Dzvinka und verwechselt auch nicht Vor- und Zunamen; sie kennt alle Einzelheiten, sie kennt die Zeit des Überfalls auf die Hütte, das Aufbrechen der Tür, die Richtung von Dzvinkas Schüssen und Dovbuss Befehl, die Hütte anzuzünden; sie kennt die beiden Männer, die den Verwundeten fortgetragen haben (zwar nennt sie andere Namen, vielleicht sind es aber nur die Spitznamen von Bajurak und Orfenuk), sie erwähnt

auch das Reisig, mit dem Dovbus zugedeckt wurde. Nur von einem will sie nichts wissen, was der Autor oder die Autoren, die so gut unterrichtet waren, wissen mußten, und was in der nahen und weiten Umgebung bekannt war: sie will nichts wissen von dem Mißbrauch der Leiche Dovbuss, die umhergefahren und in den Dörfern und im Rathaus von Kolomyja zur Schau gestellt wurde. Ja, das Lied deutet sogar das Gegenteil an. Es ist barmherzig mit Dovbuss Leiche. Es erlaubt nicht, daß in der Ballade das gleiche wie in Wirklichkeit mit ihr geschehe. Denn das Lied weiß, wenn es vielleicht auch nicht so gewesen ist, dann hätte es doch so sein sollen. Das aber ist nur Stilisierung und Kunst. Das Lied vom Tode Dovbuss wird bis heute auf beiden Seiten der Karpaten gesungen. Der Autor dieser Reportagen hat es nach dem Wortlaut übersetzt, den Hnat Chodkevitsch in seinen Roman „Steinerne Seele“ übernommen hat.

Unter den Beskidenhängen humpelt Dovbus mit der Schar, stützt sich, wie schon manches Jahr, auf die Waffe. Seht, sie drängen sich heran, zu hor'n den Strengen:

„Hört ihr, Falken, meine Jungen, rüstet euch zu neuen Taten! Doch für heut ist ausgesungen, es ist spät. Wir wollen raten, wie nach Kut wir ziehn mit Glück und Tor Abend sind zurück.

Morgen ist nicht Zeit noch Weile, heute tut ein Dach uns not. Morgen steht vorm Morgenrot auf und kleidet euch in Eile in ein Hemd, das frisch gewaschen, legt den Gurt um mit den Taschen.

Jetzt wird's dunkel. Lasset, Leute, hin uns gehn zum frohen Mahl! Gehn zu Stepans Weib wir heute, zu der Liebsten meiner Wahl! Berghinan und berghinunter, Brüder, ziehen wir zuhaut! Folgt ihr mir in schnellem Lauf, gehn im Schnee die Spuren unter.“

„Oleksa, unser Väterchen, laß uns heut nicht nach Kosmac gehn! Uns träumte, daß Verrat dort lauert, gerade heute, daß uns schauert. Wie Sturmwind zogen wir solange, vor keinem Unheil war uns bang; nun sollen wir das junge Leben in Kosmac den Verrätern geben?“

„Hört ihr, Falken, meine Jungen:

Träume machen Weiber bang. Kein Verrat hat noch bezwungen diese Faust mein lebelang. Aber bleibt nur hier im Wald! Jeder soll zwei Kugeln laden und ihr wartet, bis ich bald wiederkomme ohne Schaden;

frag auch nur, ob sie das Essen leidlich uns hat zugemessen.“

Der Dovbus stand vorm Fensterlein, im Fenster lodert trüber Schein.

„Hörst du mich. Liebste, schläfst du nicht? Hast uns ein Nachtmahl angericht'?“

„Ich schlaf nicht, ich wache, ich wirtschafte ja. Ein festliches Nachtmahl koch ich euch da. Und nimmer werden's die Leute vergessen, wenn man sie einlädt mitzuessen.“

„Schläfst oder hörst du, liebster Schatz? Hast auf dem Lager für mich Platz?“

„Ich wach und höre, doch hab' ich kein Essen, Für Räuber ist mein Bett nicht bemessen. Mein Mann,

der Stepan, ist ausgegangen, und du wirst mir nicht durch die Tür gelangen!"

„Läßt du mich nicht in den Guten ein, werd ich im Bösen bald drinnen sein!"

„Zu den Kumpanen scher dich nur fort! Nicht gut und nicht böse betrittst du den Ort."

„Du Hurenweib, nun laß mich ein! Die Tür mach auf, sonst tret ich drein!"

„Hast sieben Jahre mich geliebt und weißt nicht, daß es hier Riegel gibt? Aus Eisen sind meine Schlösser hier, aus Eschenholz ist meine Tür, aus Silber die neuen Schlüssel gemacht, mein Fenster glänzt in Goldespracht."

„Drück ich mit Bein und Schultergewicht, helfen dir auch deine Schlösser nicht."

Dovbus drückt gegen die Tür mit Gewalt, der Dzvinka lauert im Hinterhalt. Dovbus gegen die Tür anrennt, daß er das Holz zersplittern könnte, daß auch die Schlösser gäben nach.

„O meine Seele, welcher Jammer! Ich bin nicht schuldig, mein Gott, ach, der Stepan lauert in der Kammer!"

Beinah weicht die Tür dem Toben. Dzvinka, aus der Kammer droben hat nach Dovbus Herz gezielt, drückt die Flinte ab und schießt ... Blut aus beiden Schultern fließt.

„Dzvinciku, ach, was soll es frommen? Hast wegen der Hure mir's Leben genommen!"

„Hättest nicht sollen die Hure lieben, war auch die Wahrheit bei dir geblieben. Treue bei Huren findet man kaum mehr als im rinnenden Bächlein Schaum."

„Wüßten das die Burschen mein, hieben sie dich kurz und klein, spießten dann dein Weibchen auch, von der Hütte blieb nur Rauch! — Folgen sie nun, wenn ich schrei? Pfeif ich. kommen sie herbei?"

Als er rief, schon liefen sie, als er pfiiff, schon kamen sie, eine Büffelherde, angerannt; denn der Pfiff war wohlbekannt.

„Wo habt ihr Burschen denn verweilt? Saht nicht, wie mich der Tod ereilt?"

„Oleksa, unser Väterchen! Was wolltest du nach Kosmac gehn? Warst du nicht immer und soweit du bei uns bliebst in Sicherheit? Und hier erst hat dem jungen Leben Verräterhand den Tod gegeben. Warum gezaudert, statt entschlossen, die Dirne einfach totgeschossen?"

„Ging ich doch nach Liebe aus, nicht zum Mord kam ich ans Haus. Fragt sie nun, was sie begehrt, ob sie mir weiter Gunst gewährt!"

„Ach wärest nicht gewesen mein liebster Mann, hält ich ein weißes Kleid nicht an, ich würd mich weiß nicht kleiden mit Silber und goldnen Geschmeiden!"

„Kommt näher, Leute! 's wird mir schwer. O welche Last. Kommt näher her und reicht die Hand nach Räuberbräuch, Rackovsky, mir, Iwancuk auch. Tragt mich zu jener Buche dort, wir sprechen dort unser Abschiedswort."

„Oleksa, unser Väterchen! Was willst du uns jetzt raten denn:

Wie sollen wir töten, mußst du uns sagen, die Dirne? Erschießen oder erschlagen?"

„Laßt, ihr Burschen, laßt das Morden, Leute, laßt das Schießen sein! Neunmal hat sie mir geschworen, ihre Seele gab sie drein. Lieg ich dann im Erdenloch, ruft mich ihre Seele noch. Doch die Hütte äschert ein, stehen soll nicht Stein auf Stein, laßt mir nur die Dime sein!"

„Oleksa, unser Väterchen, was willst du uns jetzt raten, denn wie mutterlose Adlerjungen sind elend wir und ganz allein:

Wie wird denn mit dem Herrn gerungen? Wie nimmt man ihre Schlösser ein? Und dann: wohin mit unsem Jahren? Was bleibt dem Kämpfen für ein Sinn? Soll'n wir nun gegen die Magyaren, die Walachei und die Bojaren ziehn?"

„Hört, ihr Jungen, raubt nicht mehr! Fort mit Stöcken und Gewehr!

Teilt die Schätze Mann für Mann, macht euch auf den Heimweg dann! Burschen, laßt die Waffen ruhn, Blutschuld kann nicht Gutes tun. Wasser schüttet weg, doch nicht Menschenblut, 's hat mehr Gewicht! Und allein, das dürft ihr glauben, könnt ihr doch nicht richtig rauben. Um euern Hauptmann ist's geschehn, Müßt in die weite Welt nun gehn.

Kommt, vom Boden mich zu heben, auf den Stöcken mich zu tragen hin, wo schwarz die Berge ragen.

Lag dort gern in meinem Leben, will dort auch begraben ruhn und den letzten Seufzer tun.

Kedrovaty heißt der Gipfel. Droben stehn zwei Tannenwipfel, die sind meine Schwesterlein. Stehn zwei Ahornbäumchen dort, die sind meine Brüderlein.

Auf den Stöcken bringt mich fort nach den Schwarzen Bergen wieder. Macht mich dort wie Kleinholz nieder, deckt mit Tannenreis mich zu, Väterchen kommt so zur Ruh: kann der Henker mich nicht schinden, mich des Polen Spott nicht finden."

Oleksa Dovbus war der letzte große Räuber der Poloniner Karpaten. Nach ihm gab es noch viele, aber selten hat noch einer die Phantasie des Volkes so befruchtet; sie sind verschwunden ohne Spuren und ohne Widerhall.

In Kolocava, dem Ort, mit dessen Leben ich mich am meisten beschäftigt habe, lebt noch die Erinnerung an zwei Räuber, aber eine, wie es scheint, sehr undeutliche Erinnerung, in der man sich weder auf die Handlung noch auf die Namen mit Bestimmtheit verlassen kann, von den Zeitangaben ganz zu schweigen. Das ist die Erinnerung an den jüdischen Räuber Chaim Pint, der die reichen Juden beraubte, ihnen glühende „Zwanziger" auf die Haut drückte, damit sie verrieten, wo sie ihr Geld verborgen hatten; nachts überfielen ihn seine Glaubensgenossen in der Sennhütte, in der er zu schlafen pflegte, und erstachen ihn. Der zweite ist Josif Poljansky, der auf die Juden schoß, wenn sie bei ihrem Schabbesnachtsmahl saßen, und den die zwölf Burschen, die gegen ihn ausgesandt waren, nicht überwältigen konnten und der, als ihn die Panduren abführten, den anderen, der an ihn gefesselt war, wie „einen Besen stäubte" und dazu sang:

„Ihr Mädchen, schaut mich an:
Man führt hier einen Mann. Wer da will Sohne
haben, der blick nach meinen Gaben!“
Aber dies waren nur kleine Räuber, gleichsam nur
örtliche Helden, und ihr ungewisser Ruhm reichte
nicht über die Grenzen ihrer Gemeinden hinaus.
Der allerletzte Räuber der Poloniner Karpaten war
Nikola Suhaj. Und ich wage zu behaupten, daß er
der letzte nicht nur in der Reihe der Räuber von
ehedem, sondern auch für alle Zukunft gewesen ist.
Denn die Voraussetzungen für dieses heldenhafte
Gewerbe schwinden auch hier; wenn sich auch die
Urwälder mit ihren Hirschen, Luchsen, Adlern und
Rabennestern wenig verändern und wenn auch die
Schluchten und felsigen Waldschrüde mit ihren
Bärenhöhlen immer die gleichen bleiben, so ändern
sich doch die Lebensbedingungen der Menschen
und mit ihnen auch ihr Denken. Das Karpatenland
wird schwerlich noch einen Räuber hervorbringen.
Der Räuber vereint in sich den gewöhnlichen
Freibeuter mit dem Volksführer. Aber auch im
Karpatenland wird es in Zukunft entweder nur
Räuber oder nur Volksführer geben.
Über Nikola Suhaj habe ich ein Buch geschrieben.
Nach seinem Erscheinen sind in den
Karpatenzeitungen einige Anti-Suhajs zum
Vorschein gekommen, die in literarischer Form als
Erinnerungen oder Polemiken geschrieben wurden,
und es erschienen in den tschechischen und
einheimischen Zeitungen viele erbitterte Artikel.
Daß beim Ministerium der Antrag auf
Beschlagnahme meines Buches und seine
Rücknahme vom Büchermarkt eingereicht wurde
und daß es, als man dies nicht durchsetzte,
wenigstens für die Mittelschulen verboten und seine
ukrainische Übersetzung konfisziert wurde - das
liegt schon außerhalb des literarischen Rahmens.
Aber nun zu den übrigen Dingen, die man unter das
Prinzip stellen kann: gegen Literatur mit Literatur
und gegen das gedruckte Wort mit dem gedruckten
Wort zu kämpfen.
Hierbei müßte man wenigstens den guten Absichten
ein eingeschränktes Lob erteilen. Menschen, von
denen man nicht verlangen kann, eine andere als
ihre eigne Wahrheit zu kennen, ertragen sehr
schwer auch in der Literatur die Unwahrheit (die
eigne). Und alle diese halbgebildeten offiziellen
Zeitungsleute, denen ich freilich nicht die guten
Absichten aberkenne, und alle diese ehrbaren
erbitterten Gendarmen und Heger und, ich glaube,
auch ein gedungener Mörder des Nikola Suhaj
entlarven meine Unwahrhaftigkeit, indem sie zwei
Tatsachen anführen: Nikola Suhaj war ein
gewöhnlicher Bandit, und Nikola Suhaj ist niemals
im Kriege gewesen, während ich ersteres indirekt
durch die Glorifizierung des Mörders bestreite (und
so die Jugend zum Verbrechen erziehe, den
Gendarmen die Ehre abschneide und damit die
Verantwortung für ihr Leben auf mich lade) und im
zweiten Fall das Gegenteil behaupte, indem ich
Nikola sich an seine Kriegserlebnisse erinnern
lasse. Sie haben recht: Nikola war wirklich vom
Standpunkt des Gesetzes ein Bandit, und die

Überfälle auf Wanderer kann man der Jugend nicht
gerade empfehlen. Nikola ist wirklich niemals im
Schützengraben gewesen, und ich habe es mir nur
ausgedacht und aus der Legende übernommen, um
mir die Verbindung zwischen Legende und
Wirklichkeit zu erleichtern. Sonst aber hat sich das
äußere Leben des wahren Suhaj wirklich oder
wenigstens fast so zugetragen, wie ich es
geschildert habe.

Sein Vater, der alte Petro, ein Holzfäller und kleiner
Bauer, der früher einmal in den Staatsforsten
gewildert und Hirsche und Bären erlegt hat und
heute noch ein Prachtkerl und herrlicher Schütze ist
und der, wenn es gerade, wie leider so selten, dazu
reicht, sehr gern Mandra trinkt („Wie hätte ich denn
damals leben können, ohne zu trinken?“), kann
heute noch nicht ohne Rührung in der Stimme an
den Sohn denken. Nikola war ein gesunder,
abgehärteter Gebirgsjunge, der nicht lesen und
schreiben konnte, einer wie sie noch heute in der
Verchovina zu Tausenden leben: ein wenig
Holzfäller, ein wenig Hirte und ein wenig
Wilddieb. Im Jahre 1917 wurde er zum Militär
einberufen. Aber weiter als bis zu seinem 85.
Regiment, das in Ungarn lag, kam er nicht. Von
dort flüchtete er - wie es die Bauernburschen häufig
tun - aus Abneigung vor der Disziplin, aus Angst
vor dem Schützengraben, aus Sehnsucht nach den
Bergen und aus Verlangen nach den Mädchen.
Aber der Gendarmeriewachtmeister von Kolocava,
Lenard Bela, machte ihn im Suchar-Wald ausfindig,
bemächtigte sich seiner durch List und schickte ihn
zu seinem Regiment zurück. Nikola flüchtete
wieder und mit einem neuen Vorrat an Munition.
Diesmal war es schon schlimmer. Denn bei der
Jagd im Suchar-Wald schossen die Burschen nach
Bauernart, und Nikola, entschlossen, sein Leben
nicht billig zu verkaufen, schoß auch; als er zwei
von Lenards Leuten erschossen hatte, schien er für
immer verloren zu sein, weil er niemals mehr
zurück konnte. Offenbar hatten auch seine
Vorgänger in der alten und uralten Vergangenheit
ihr Räuberleben so begonnen, nur trugen ihre
Verfolger damals andere Uniformen.

Aber die Zeit, die aus Nikola Suhaj einen
Verbannten machte, ging vorüber, und die
Geschichte schien die Dinge so zu gestalten, daß
alles ausgelöscht und zu nichts wurde und der junge
Nikola wie vor dem Krieg in das alte Heim
zurückkehren durfte. Der Krieg war zu Ende, der
Repräsentant der ungarischen Regierungsmacht
flüchtete mit seiner Garde; Rumänen kamen ins
Dorf, dann Tschechen und beide taten so, als
drückten sie vor Kriegsvergehen beide Augen zu
oder als wären sie zumindest entschlossen, sich
nicht allzusehr darum zu kümmern. Nikola kehrte
zurück, verheiratete sich mit seinem Schatz Erzika
Dracova und lebte anderthalb Jahre lang das Leben
eines ruhigen Bauern und jungen Ehemanns - nichts
zeugte vom Gegenteil. Doch die Hoffnungen, die
alten Vorkriegszeiten würden wiederkehren, trogen;
in der Hütte war alles bis zum letzten Maiskorn
aufgegessen, und die Not war schlimmer als

während des Krieges. Die Menschen der Verchovina legen sich nicht mit dem Rosenkranz in den Händen aufs Bett, um auf den Tod zu warten. Nikola wußte von seinem langen Aufenthalt im Urwald her, daß man nicht an Hunger sterben muß. Am 16. Juli 1920 machte er sich mit seinem Kameraden Vasyľ Krivljak nach der Bergwiese Douha Gruna auf. Nachdem sie die Schäfer durch ihre nächtliche Schießerei verscheucht hatten, trugen sie ein Fäßchen Brynza und ein Fäßchen Vurda* aus der Sennhütte. Obwohl er sich bei diesem Überfall durch ein vorgebundenes Tuch unkenntlich zu machen versucht hatte, war er doch erkannt worden;

zwei Tage später wurde er auf der Bergwiese verhaftet. Weil er mit den Gendarmen um seine Freiheit gekämpft hatte und weil sie ihn nicht sofort nach Volove eskortieren konnten, fesselten sie ihn mit Ketten und banden ihn im Dienstraum an die

*** Brynza und Vurda: zwei Sorten Schafskäse**

Nähmaschine der Frau Wachtmeister. Seine Frau Erzika brachte ihm das Essen. Am dritten Tage war er verschwunden. Erzika, die später vor dem Divisionsgericht in Uzhorod in der Untersuchung gegen

den Hilfsgendarmen verhört wurde, der Suhaj damals bewacht hatte, sagte aus, sie habe das ganze Vieh verkauft und den Gendarmen mit dreißigtausend Kronen bestochen. Der Gendarm erhielt eine Disziplinarstrafe und wurde entlassen, aber bei der Gerichtsverhandlung in Uzhorod am 26. März 1925 wurde er aus Mangel an Beweisen freigesprochen; das Gericht schenkte Erzika keinen Glauben.

Gewiß, der Preis für die Freiheit, den Nikola jetzt für die Rückkehr nach Hause hätte bezahlen müssen, war schon sehr beträchtlich, aber noch hätte er zurückkehren können. Doch er weigerte sich, soviel zu bezahlen. Er blieb im Suchar-Walde. Nicht lange darauf erschoss er unweit der eigenen Hütte einen Gendarmen, der im Morgennebel in Erzika wohl den verkleideten Nikola vermutet hatte, nach ihr schoß und dadurch verschuldete, daß die junge Frau bei der Flucht eine Fehlgeburt hatte. Jetzt blieb Nikola nichts weiter übrig, als ein echter Räuber zu werden. Er gründete eine Bande, von der nicht genau feststeht, wieviel Mitglieder sie zählte — der Autor dieser Reportagen weiß von elf Männern, die die Post aus Volove, Wagen, die nach Chust zum Jahrmarkt fuhren, und einzelne Menschen überfielen. Weil er noch aus der Kriegszeit seiner Kühnheit wegen bewundert wurde, weil sein Kampf gegen die neuen tschechischen Herren dem armen Volk sympathisch war, weil er, da er die Verhältnisse gut kannte, nur wohlhabende Leute beraubte und die Bedürftigen in Ruhe ließ, und weil er schließlich viel verteilte, einerseits um kleine Schulden zu bezahlen, andererseits zum eignen Vergnügen, deshalb wünschte die Bevölkerung ihm Erfolg und unterstützte ihn. Legenden verbreiteten sich über ihn; es wurden ihm sogar soziale Absichten zugeschrieben, die er in Wirklichkeit niemals

besessen hat; diese Sagen gingen allerdings nicht in Kolocava und im näheren Umkreis um, wo ihn die Menschen zu gut kannten, sondern in der weiteren Umgebung. In dem achtundsechzig Kilometer entfernten Chust hatten die Arbeiter, die bei der Regulierung der Theiss beschäftigt waren, einen wilden Streik begonnen. Sie zogen durch die Stadt, an der Spitze ein Transparent mit dem Wortlaut: „Ruhm dem Nikola Suhaj! Suhaj fuhr uns!“

Vielleicht hätte sich Suhaj in der Zeit und unter den Verhältnissen damals wirklich revolutionäre Geltung verschaffen können, aber nichts derartiges trat ein, und der Chuster Vorfall ist der einzige, der dem Autor bekannt ist, bei dem Nikola, vielleicht unwissentlich, in das soziale Leben in einem größeren Ausmaß eingriff, als es das bloße Verteilen von Geschenken ist. Der Kampf der Gendarmen, die die junge Staatsmacht repräsentierten, mit dem Räuber hob an. Ein wirklich wütender Kampf. Die Gendarmen, die durch die Berge gehetzt wurden, von den Mißerfolgen und den Verlusten von Kameraden rasend gemacht, erhielten ständig Verstärkung. Im Mai 1921 betrug die Gendarmenabteilung in Kolocava vierzig Mann. Eine Anzahl Menschen wurde eingesperrt. Viele wurden verprügelt. Der alte Petro Suhaj brachte seine Familie und das Vieh in die Berge und floh nach Rumänien. Seine Hütte wurde niedergebrannt. Auch das Anwesen von Nikolas Schwiegervater Ivan Drac wurde in Brand gesteckt; drei Zeugen bekundeten vor dem Divisionsgericht in Uzhorod, die Gendarmen, die die Haussuchung vorgenommen, hätten die Hütte angezündet; ein Zeuge behauptete, er habe es mit eignen Augen gesehen. Das Gericht schenkte jedoch den Zeugen keinen Glauben und stellte das Verfahren gegen die Gendarmen ein.

Der gehetzte Nikola, für den es kein Zurück und auch keine Flucht gab, auf den der sichere Tod lauerte und der sich nur für Wochen davon loskaufen konnte, indem er ihn an andere austeilte, wütete über ein Jahr lang in den Wäldern der Umgebung von Kolocava. Der Schrecken, der von Suhaj ausging, erreichte im Frühjahr 1921, wenige Monate vor seinem Tode, den Höhepunkt, als sein Bruder, der fünf zehn jährige Juraj, der noch ein Kind war, vor den Gendarmen zu ihm in den Wald flüchtete. Der Vater gibt Jurajs Alter so an, während die amtlichen Akten von einem ungefähr sechzehn- bis achtzehnjährigen Jungen sprechen. Bei dem Überfall auf ihren nächtlichen Unterschlupf im Schober auf der Bergwiese, wo allein Erzikas Mut sie rettete, wurde Nikola von einem Gendarmen schwer verwundet. Auf dem Fuhrwerk, das vor den beiden Brüdern Reißnahm, wurde ganz überflüssig ein Jude angeschossen und getötet, dem ich im Buch den Namen Meisler gegeben habe. Die Hütte ihres älteren Kameraden Derbak-Derbacok, der die Brüder an die Gendarmen verraten hatte, wurde niedergebrannt. Auch ein Gendarm wurde von Nikola erschossen; vielleicht war er der Geliebte von Erzika gewesen (so behauptete sie wenigstens

und hatte es auch zu Protokoll gegeben). Auf der Bergwiese wurde schließlich auch der Verräter Derbak-Derbacok erschossen. Das war das letzte Verbrechen der beiden Brüder. Zwei Tage später wurden sie selbst im Suchar-Walde ermordet. Drei ihrer Kameraden erschlugen sie mit Beilen - die Motive waren verschieden, von denen gewiß nicht an letzter Stelle die Hoffnung auf eigene Straflosigkeit und auf die versprochene Belohnung stand. Dies trug sich am 16. August 1921 zu, im dreiund-zwanzigsten Lebensjahr Nikola Suhajs. In der Nacht nach der Tat, als die Gendarmen alles Wissenswerte von den drei Mördern erfahren hatten, begaben sie sich unter Führung des Oberwachtmeisters zu den Leichen in den Wald und feuerten einen Hagelschlag Kugeln auf sie ab, fest entschlossen, sich nach so langen Bemühungen und so großen Gefahren nicht um den Ruhm bringen zu lassen, Suhaj unschädlich gemacht zu haben.

Der Oberwachtmeister von Kolocava, der an die übergeordneten Behörden Telegramme gesandt hatte, die Suhajs seien in einem Gefecht mit seiner Abteilung erschossen worden, und sieben Gendarmen, die diesen nächtlichen Kampf vorgetäuscht hatten, wurden von dem Militärprokurator in Uzhorod angeklagt, eine falsche Meldung erstattet zu haben; später wurden die Akten an das Landesgendarmerie-Kommando abgetreten, das nur den Oberwachtmeister disziplinarisch bestrafte. Die drei Mörder der Brüder Suhaj wurden nach fast elfmonatiger Untersuchungshaft am 3. Juli 1922 bei der Hauptverhandlung in Chust von der Anklage wegen Mordes und des Verbrechens der Leichenberaubung von sechstausendsechshundert Kronen freigesprochen, weil das Gericht es als bewiesen erklärte, daß sie Grund gehabt hätten, sich vor den Suhajs zu fürchten, und daß sie bei ihren geringen Geisteskräften das verdienstvolle „Ergreifen“ mit „Töten“ gleichgesetzt und irrtümlich angenommen hätten, sie könnten mit Erlaubnis der Gendarmerie die sechstausendsechshundert Kronen behalten.

Gewiß: Mord ist Mord, aber es ist auch wahr, daß Suhaj eben Suhaj war. Niemand erhielt die von den Behörden ausgesetzte Belohnung von dreitausend Kronen für das Ergreifen Suhajs und die von der jüdischen Gemeinde unverbindlich zugesagten dreißigtausend Kronen natürlich auch nicht.

Eine Fotografie der beiden Brüder ist erhalten geblieben. Wie eine Jagdtrophäe liegen die Getöteten kreuzweise übereinander, und auf ihren Körpern liegen zwei Karabiner. Darunter ist zu lesen: Das Ende der Suhajs am 16. 8. 1921. Es wurde auch der Versuch unternommen, den sezierten Nikola zu fotografieren; weil es aber ein regnerischer Tag war, ist das Bild sehr undeutlich, und nicht viel mehr als Suhajs hervortretende Eingeweide zu sehen. Die Fotografie mit den Leichen der Brüder Suhaj wurde schwunghaft gehandelt; später aber wurde das verboten und die Auflage beschlagnahmt.

Dies sind die knappen Daten aus dem Leben des Räubers Nikola Suhaj. Seine Taten, nicht einmal die kriminellen, werden wohl je mit aller Sicherheit festgestellt werden; er hatte niemals vor Gericht gestanden, und deshalb war auch kein Material gegen ihn gesammelt worden. Jemand, der sich für seine Biographie interessiert, ist auf das Gedächtnis und das Vertrauen des Volkes angewiesen. Einiges findet er auch in den Akten des Kreisgerichtes in Chust, wo einige Mittäter abgeurteilt wurden, und in den Akten des Uzhoroder Divisionsgerichtes, vor dem einige Gendarmen standen, die sich schuldig gemacht hatten. Vor allem die Frage, ob Nikola je einen Raubmord begangen hatte, kann nicht beantwortet werden. Die Tradition des Volkes, dessen ursprüngliches Rechtsempfinden einen Mord aus gerechter Rache nicht nur nicht verurteilt, sondern sogar billigt und das auch ein Töten aus Notwehr voll und ganz entschuldigt, kennt nichts Abscheulicheres als einen egoistischen, gewinnsüchtigen Raubmord: die Legenden um Nikola Suhaj können das nicht zulassen. Aber auch dem Schreiber dieser Zeilen, einem Zeugen, der allerdings voreingenommen ist, scheint es, daß ein derartiges Verbrechen Nikola sehr schwer nachzuweisen wäre. Während der Zeit seiner Räubereien wurden zwar in der Gegend viele Morde begangen, deren Täter niemals gefaßt wurden und die man Suhaj zuschrieb, aber überzeugende Beweise gibt es dafür nicht; es ist im Gegenteil sicher, daß einige Raubmorde auch im Winter zum Jahre 1921 begangen wurden, zu einer Zeit also, da Suhaj typhuskrank in Zvorec lag. Nikolas Vater und einige Kameraden behaupten sogar, daß die Grausamkeiten gegen Ende seines Räuberlebens, wie das Erschießen des erwähnten Meislers, die Ermordung von Derbak-Derbacok und das Anzünden seiner Hütte, nicht er, sondern der wilde Juraj begangen habe.

Nikola Suhaj war kein geborener Verbrecher, er war nur ein von der Zivilisation unberührter, triebhafter Junge, den die Zeit und die Verhältnisse verführten, sich auf eigne Faust Freiheit und Leben zu erkämpfen, und der, als er einen Fehler „auf eigne Faust“ gemacht hatte, kaum einen anderen Weg mehr gehen konnte als den, auf den er gedrängt worden war. Nikola Suhaj hatte keine politischen sozialen Interessen; alle Berichte darüber sind entweder ausgedacht oder beruhen auf Irrtümern. Er hat sich nicht an den sozialen Kämpfen in Kolocava nach dem Umsturz beteiligt, sondern sich ihnen gegenüber teilnahmslos verhalten. Er nahm seine Freiheit wie ein Wunder, das ihm vom Himmel in den Schoß gefallen war und liebteste seine Erzika.

Der Verfasser, der allen Berichten nachgegangen ist, die Suhajs Taten eine Ideologie unterschieben, konnte nichts feststellen, was sie bestätigt hätte. Nikola Suhaj ließ sich von keinen sozialen oder politischen Erwägungen leiten. Er erfüllte als Räuber eine andere Berufung, die wirklich schönste Berufung, mit der er in die Nähe der größten

Räuber, sogar Oleksa Dovbuss rückte: er befruchtete die Phantasie des Volkes.

Erst die Seele des ruthenischen Volkes, das sich nach seinem eignen Recht und nach seiner eignen Gerechtigkeit sehnte, machte aus Nikola Suhaj einen großen Räuber und eine tragische Gestalt und bedachte ihn mit der ganzen Kraft und Macht, die es selbst nicht besaß, aber so glühend herbeiwünschte. Wir dürsten nach sozialer Gerechtigkeit; da wir aber nicht mutig genug sind, uns zu empören, suchen wir vergeblich nach dem, der sie uns geben könnte. In unserer Armut sehnen wir uns nach Reichtum, da wir aber zu schwach sind, ihn zu nehmen, finden wir niemand, der ihn uns in den Schoß legen würde. Er aber war mutig, er hat die Herren geschlagen und das Unrecht am Volk gerächt; er war stark, er hat den Herren genommen und uns Armen gegeben. Seht:

Wir sind armselig und zu schwach zum Kampf, schutzlos und nackt in der Verteidigung, und ein Angriff würde unsere leeren Fäuste offenbaren; er war mächtig mit einer unverwundbaren Rüstung und der schrecklichen, mit dem Kreuz gezeichneten Flinte in der Hand, die niemals ihr Ziel verfehlte... Das ist der legendäre Nikola Suhaj.

Die Fabeln, Märchen und Sagen um Nikola Suhaj sind gesponnen aus der eben vergangenen Wirklichkeit uralter Legenden, die sich immer wiederholen und stets wiederkehren, und aus einer rein künstlerischen Schöpfung. Und nicht zuletzt sind sie deshalb so anziehend, weil sie sich auf einen Menschen beziehen, der erst vor kurzem gestorben ist, weil sie gleichsam vor unseren Augen entstanden sind, weil wir ihr Wachsen verfolgen konnten und noch genau die Elemente erkennen, aus denen sie sich zusammensetzen.

In Kolocava, wo sich alle erwachsenen Leute noch gut an ihn erinnern, werden nur Geschichten über Suhaj erzählt. Gewiß vergrößern sie, schmücken aus und schildern auch Ereignisse, die sich nur in der Phantasie zutragen, aber im ganzen verzerren sie das Bild des Räubers nicht und verlassen auch nie den Boden der Realität. Sie erzählen von seinem Tod durch die Beile der drei verräterischen Freunde, von seiner Bescheidenheit, von den zwei, drei und auch fünf Tausendern, die er nachts der Witwe des armen Meislers durchs Fenster gesteckt haben soll, der von Juraj erschossen worden war; sie erzählen von den Überfällen auf die Post und auf die Wagen der Kaufleute, von seinem Mut im Kampf gegen die Gendarmen und wie er sie (welche Lust!) an der Nase herumgeführt hätte, wie er die herrschaftlichen Bären und Hirsche schoß, wie er in Chust im Gasthaus mit den Herren zusammengesessen und von ihnen nicht erkannt worden wäre; sie erzählen, wie er seinen Mutwillen mit der Frau des Bezirksvorstehers getrieben habe, von seiner Liebe zu Erzika und seinem nächtlichen Nachschleichen, als er auf sie gewartet hatte, im Hanf verborgen oder auf dem First der Hütte; und immer wieder erzählen sie von seinem entsetzlich vielen Geld, von seinen Schätzen, die er vor seinem

Tode vergraben und deren Versteck er auch nicht dem allernächsten Freunde anvertraut hätte.

Aber schon in Volove, einer Gemeinde, die von Kolocava nicht mehr als sechsundzwanzig Kilometer entfernt ist, habe ich die Mär von Nikolas grüner Zaubergerte gehört: Im Kampfe schwang er sie vor sich her und vertrieb damit die Gendarmenkugeln, so daß sie nur diejenigen trafen, die sie abschossen. Dies wurde mir später auch in anderen Ortschaften wiederholt. Man wußte auch von seiner Zaubrerflinte mit dem eingravierten Kreuz, die nie ihr Ziel verfehlte. Man erzählte mir von Nikolas Zaubrerhöhle, und sagte: ein unermeßlicher Schatz wird darin von bösen Geistern bewacht. Heute noch suchen die Hirten danach; indem sie sich mit einem Kreuz schützen, graben sie an Stellen, an denen nachts Irrlichter tanzen, oder wälzen Felsbrocken fort, auf denen sie irgendwelche Zeichen zu erkennen glauben. So vermischen sich Realität und Phantasie, Märchen und Wirklichkeit. In der Tat, im mittleren und östlichen Karpatenland würde sich schwerlich eine Ansiedlung finden, in der es nicht jemand gäbe, der sich ohne zu lügen daran erinnern könnte, Nikola gesehen oder in einer Verkleidung erkannt zu haben. Die Legende wächst mit der Entfernung.

Auf der Bergwiese des Holatyn hat mir der Hirte beim nächtlichen Feuer eine richtige Sage über Nikola Suhaj erzählt, ein fertiges Kunstwerk bereits, das in seiner Mitte noch bildsam und zu einer weiteren Ausarbeitung fähig, im ganzen aber schon endgültig war. Diese Mitte weiß von Suhajs Unverwundbarkeit, weiß von seiner wunderbaren Schützenkunst, weiß davon, wie er den Reichen genommen und den Armen gegeben, wie er sich an den Herren gerächt und das Unrecht bestraft hat; sie weiß, daß es dem armen Volke besser ginge, wäre er noch am Leben. Aber sie weiß nichts von Erzika und ihrer Liebschaft mit dem Gendarmen, sie weiß nichts von Juraj, einer sozial und künstlerisch doch sehr interessanten Gestalt; sie weiß nichts vom Verräter Derbacok, und die Zaubergerte lehnt sie sogar ab. Diese Legende endet mit der Erzählung vom Tode Suhajs durch die Beile der drei Freunde, wobei sie nicht viel von der Wirklichkeit abweicht und im allgemeinen die Hauptmotive der Mörder richtig einschätzt. Das Anziehendste ist jedoch der Beginn der Legende; philosophische Tiefe liegt darin. Sie arbeitet - und das ist nur in diesem Lande der vielen Jahrhunderte nebeneinander möglich — einerseits mit Mitteln aus der jüngsten Vergangenheit, zieht den Weltkrieg, Maschinengewehre, Deserteure und Selbstverstümmelung mit ein; andererseits gebraucht sie Elemente aus der Heidenzeit: Hexen, Zaubrertränke und mittelalterliche Grausamkeit. Nikola Suhaj war unverwundbar. Aber woher hatte er diese Unverwundbarkeit, wenn die Berichte von der grünen Zaubergerte unwahr sind? — Das war nämlich so: Er hatte sich mit noch einem Deserteur hinter der Front bei einem alten russischen Weib versteckt, die ihre zwei Töchter mit ihnen verheiratet wollte; um sie vor den Gefahren des

Krieges zu schützen, hatte sie ihnen einen Zaubertrank gegeben. Doch als die Deserteure merkten, daß sie es mit einer Hexe zu tun hatten, erschlugen sie die Alte mit einem Knüttel und flohen. Später wollten sie sich gegenseitig verwunden, um auf diese Art aus der Hölle des Krieges zu gelangen. Als sie aber im Wald aufeinander feuerten, gelang es ihnen nicht zu treffen, und sie erkannten ihre Unverwundbarkeit. Aber der unverwundbare Suhaj, der Held und Vollstrecker sozialer Gerechtigkeit, ist dennoch zugrunde gegangen, ohne sein Werk zu vollenden! Wie reimt sich das zusammen? — Hier sind wir bei den uralten Sagen angelangt, die vom Beginn der Menschheitsgeschichte erhalten geblieben sind in den Berichten von Samsons Haaren, von der Ferse des Achilles, von Siegfrieds Schulter, von der Prophezeiung für Macbeth, von dem einzigen Schuß, der Oleksa Dovbus töten konnte. Hier sind wir bei den sich immer wiederholenden und nach Jahrhunderten immer wiederkehrenden Sagen, vielleicht deshalb, weil sie eine Nachahmung sind, aber vielleicht auch deshalb, weil der menschliche Geist, der sich mit den Fragen des Lebens befaßt, immer und unabhängig von anderen zu der Lösung kommen muß, daß es keine Unsterblichkeit gibt, keine Unverwundbarkeit, keine Macht, keine Kraft und kein Leben außer einem zeitweiligen, und daß also Prophetentum und Versprechen immer etwas verschweigen müssen, um so Raum zu lassen, durch den das Schicksal eindringen und dem Tode geben kann, was des Todes ist. Nicht anders war es mit Nikola Subaj. „Es trifft dich keine Kugel, weder aus dem Gewehr noch aus der Kanone noch aus dem Maschinengewehr!“ hatte die Alte zu ihm gesagt. Und er ging durch die Beile seiner Freunde zugrunde. Gewiß ein sehr schönes Motiv.

Nikola Suhaj lebt auch in Liedern. Ich habe einige gesammelt. Alle sind aus Kolocava oder von den Bergwiesen aus der Umgebung. Ich habe sie von Bauernburschen und Hirten gehört, die alle zu jung waren, um sich an den wirklichen Nikola Suhaj erinnern zu können. Doch die Legende wächst nicht nur in der räumlichen, sondern auch in der zeitlichen Entfernung.

Um diese Lieder zu verstehen, müssen wir wissen, wie hier gesungen wird.

In den Dörfern kennt man auch die Melodien, die von den Soldaten aus den tschechischen und slowakischen Städten mitgebracht wurden. An eigenen Melodien besitzt Kolocava jedoch nur eine einzige. Eine noch nicht verkalkte, unfertige Mollmelodie, die unendlich einförmig ist. Sie wird mit einer vollen und einer gequetschten Stimme gesungen, wechselt ihren Rhythmus und ihre ganze Art, je nachdem welcher Text und in welcher Situation gesungen wird, ob beim nächtlichen Feuer, zum Tanz, beim Gelage oder in Liebessehnsucht; und nicht einmal ihre Höhenlagen sind gleichbleibend festgelegt, sondern richten sich danach, an welcher Stelle der Hirtenpfeife der Schäfer zufällig die Öffnung eingeschnitten hat.

Denn auf den Weiden, vor den Sennhütten singt man immer zur Begleitung der Hirtenpfeife.

Hier auf den Bergwiesen entstehen oft noch wie vor Jahrhunderten Lieder, die nicht aufgeschrieben werden, manchmal ein längeres, manchmal ein kürzeres Leben haben und häufig niemandem, außer dem Dichter, bekannt sind. Nicht einmal die Szenerie ihrer Geburtsstätte hat sich in tausend Jahren verändert. Es ist der Gipfel der Berge mit dem niedrigen, von ewigen Winden gepeitschten Gras, ein Weideplatz, über dem es nur den weiten Himmel gibt. Alles andere, was wir uns angewöhnt haben Welt zu nennen, liegt zu unseren Füßen: die Buchen, die auf den Berghängen wachsen, wo die Weiden aufhören, die Täler, der Fluß, das Dorf, die Menschen. In gleicher Höhe gibt es nur die Gipfel der anderen Berge und die Sonne, wenn sie unter- oder aufgeht. Hier irgendwo steht eine Sennhütte, ein Dach aus Flechtwerk, das sich an einer Seite an die Erde lehnt, das sich mit der anderen an zwei Rädern aufrichtet und im Profil einer arabischen Eins gleicht, wie sie die Kinder in der ersten Gemeindegymnastikklasse sorgfältig üben. Hier ist die Geburtsstätte der Karpatenlieder oder, besser gesagt, der Lieder von den Räubern, von der Not, von dem blanken und rauhen Herzliebchen, von den Bäumen und von den Waldpfaden. Die Lieder haben in der Mehrzahl nur eine Strophe und gleichen eher einem Aufschluchzen, Aufjauchzen und Sich-erinnern als Liedern. Sie entstehen, wenn rundherum alles, auch der ewige Wind, sanft wird und sich verliert, an den Abenden, wenn die angebundenen Rinder leise wiederkauen, wenn vor der Sennhütte ein großes Feuer flammt und Funkenfontänen in Zickzacklinien aufsprühen und wie kleine Drachen mit weißem Köpfchen und rotem, zuckendem Schweif hochsteigen. Dann ziehen die Hirten oder ein einsamer Hirte die Hirtenpfeife hervor, pfeifen darauf oder summen auch nur hinein, so daß die Töne unbestimmt und gedämpft klingen. Sie singen auch. Abwechselnd immer eine Strophe des Liedes ohne Begleitung, und dann spielen sie wieder auf der Pfeife. Sterne erhellen dazu den weiten Himmel. Im Norden stehen die großen Buchstaben der Kassiopeia und zur Linken der Große Wagen. Gott weiß, daß kein Dichter ein schöneres Arbeitszimmer hat.

So singen sie von Nikola Suhaj:

Der Kuckuck hat gerufen im grünen Hain:

Warum bist du verschwunden, o Nikola Suhaj?

Warum wohl in den Worten dieser Lieder so häufig der Kuckuck erscheint? Und vor allem so kurz nach Nikolas Tode, solange der Eindruck noch ganz frisch ist? Gewiß stellen sie sich noch nicht wissentlich den Todesvogel vor;

kaum einer mag wissen, daß man bei den heidnischen Slawen die Seele der Verstorbenen in den Kuckuck legte. Aber ist es wirklich nur eine Nachahmung alter Vorbilder? Oder ist ihnen durch die Erbschaft der Nerven und des Verstandes ein Gefühl des Todes und der Trauer so untrennbar mit der Vorstellung des rufenden Vogels verbunden, daß dieses Gefühl nicht angerührt werden darf,

ohne daß sich diese Vorstellung einstellt und umgekehrt?

Der Kuckuck hat gerufen, auf dürres Holz gesetzt.
Getötet haben sie Suhaj, schwer sind die Tage jetzt.
Erzika ist Witwe geworden, verwaist das Kindlein,
die kühle Erde, o Nikola, die ließen sie dir allein.
Und ein anderes:

Der Kuckuck hat gerufen, in den Ahorn flog er auf.
Der Suhaj traf den Gendarmen aus seinem
Revolverlauf.

Auch die Liedchen über Suhaj sind meist einstrophig, selten bestehen sie aus zwei Strophen. Auf der einen Weide weiß man nichts von den Liedern der anderen. Aber wenn wir die Strophen der verschiedenen Dichter miteinander verbinden wollten, würden wir sicher einen zusammenhängenden Text erhalten. Hier tue ich es: Es weht der Wind vom Suchar-Wald zum Berge Krasna hinüber. Doch Suhajs Hirtenpfeife tont nicht mehr von dort herüber.

Drei Kameraden waren im Wald, die brachten den Suhaj ums Leben. Sie kamen gemeinsam zum Suchar-Wald, ihm einen Rat zu geben.

Doch wollten sie nicht länger dort mit ihrem Rat verweilen, weil sie ihn schon vorher am Ort erschlagen mit ihren Beilen.

Sie haben am Ahorn beredet sich, unterm Ahorn auch getrunken, unterm Ahorn, Suhaj, erschlugen sie dich, dort bist du hingsunken.

Gemordet haben sie Suhaj, weh! Erzika wird ihn suchen. Weh uns drei Kameraden, weh! Wehe, ach wehe! O weh!

Und dies hier hat ein junger Mann komponiert und gesungen, um Trost zu finden — ein anderer Nikola, den eiferstüchtige Kameraden vor der Schule verprügelt hatten. Denn wie trostreich ist es doch, gemeinsam mit Suhaj nicht nur den Namen, sondern auch die untreuen Kameraden zu besitzen:

Wir heißen gleich,
auch ich heiß Nikola,
dich haben sie im Suchar geschlagen,
mich schlügen sie an der Schule da.

Für Branntwein mit Honig haben dich die Kameraden geschlagen, und für ein weißes Schätzchen mich, weil wir so lieb uns hatten.

Auch die Trinker erinnern sich manchmal an Nikola:

Oh, es ist schade um den Suhaj,
er war aus dem großen Geschlechte!

Denn so wie Gänsen das Wasser ist,
so war ihm ein Schnäpschen das Rechte.

Auch dieses Erinnerungsliedchen ist ein Suhaj-Lied, vielleicht aber auch nur ein Räuberliedchen. Solang wir uns lieb hatten — ob ich's noch weiß? zwölf Gendarmen, Brüderchen, machten das Leben uns heiß.

Liegt denn wirklich so viel daran, wer Nikola Suhaj gewesen ist und wer er nicht war, wenn es ihm gelingt, die Hirten bei den nächtlichen Feuern vor den Sennhütten im Gebirge zum Singen zu bringen? Wenn es ihm gelingt, die Erzähler zum Erzählen von der kurzen Dauer alles Schönen auf der Welt und von der Prophezeiung, die alles verrät,

anzuregen? Wenn es ihm gelingt, in den Menschen das Gefühl für das natürliche Recht wachzurufen, das besser und moralischer ist als das geschriebene? Wenn es ihm gelingt, sie zu zwingen, an die Gerechtigkeit zu denken? Wenn es ihm gelingt, in ihnen das Sehnen nach einem besseren Leben wachzurütteln und den Entschluß, dafür zu kämpfen und den Glauben nicht zu verlieren, daß es kommen wird?

Gewiß, es ist das Fühlen, Denken und Wollen der Bevölkerung dieser Berge, und nicht das des Nikola Suhaj, dem davon kein größeres Maß zukommt, als dem einzelnen in der Menge. Und doch konzentriert es sich auf ihn. Das ist ein ruhmvolles Los. Für seinen Mut, der eine Tugend ist, wie sie größer kein Bursche besitzen kann. Dafür ist er zum St. Georg, der mit dem Drachen kämpft, geworden. Eine Figur, die sie sich selbst aus gutem Buchenholz geschnitzt, selbst mit Farben, die ihnen gefallen, bemalt und in der Kirche aufgestellt haben. Jetzt bringen sie Pfingstrosen aus ihren Gärten und Blumen von den Bergwiesen zu ihr hin und legen ihre Schmerzen und Wünsche zu ihren Füßen.

Fühlen, Denken und Wollen ist im Westen schon viel bestimmter, und man geht damit weder zu Heiligen noch zu Räubern. Auch hier wird es bald anders werden. Nikola Suhaj ist der letzte Räuber gewesen.

Wirklich der letzte. Denn das Räuberwesen geht unter. Unter Wehklagen. So sieht das aus. Man hat mir eine Begebenheit erzählt, die sich heuer im Frühjahr irgendwo auf der Landstraße zwischen Kolocava und Chust zugetragen hat. Drei Fußwanderern, die nach Chust zum Jahrmarkt unterwegs waren, traten drei Räuber mit vorgebundenen Tüchern, die Gewehre in Anschlag, aus dem Walde entgegen. Vielleicht sagt man in den Karpaten auch: „Geld oder Leben!“ Die drei erschreckten Wanderer boten Lösegeld an: eine Krone. Ein langes Verhandeln hub an. Nach einer halben Stunde waren sie auf fünf Kronen gelangt. Da wurden die Räuber wütend, brauchten Gewalt, verprügelten die Bauern und nahmen ihnen alles ab was sie besaßen. Bei allen drei zusammen waren das elf Kronen.

Dovbuss und Suhajs Höhlen mit ihren Schätzen würden, wenn man sie entdeckte, die Welt blenden? Ach, woher! Nichts zu essen gibt es! Nichts zu rauben gibt es!

Oder soll ich vielleicht diesen Verfall des Räubertums um den Preis meiner eignen Schande mit noch einem Beispiel erhärten, das aber alle Maßen betrüblich ist, und einem Autor, der in seine Gestalten verliebt ist, nicht trauriger zustoßen kann?

Es sei: Das Grab auf dem felsigen Hügelchen, dem Friedhof von Kolocava, auf dem die beiden Brüder Suhaj begraben liegen, war dem Erdboden gleichgemacht, von Kühen zertrampelt; und auch die Menschen hier hatten vergessen, wo es gewesen war. In diesem Jahre erzählte mir jemand, Touristen trügen Steine zu dem Grabe und hätten auch ein Kreuz aufgestellt. Als ich Erzika traf, sagte ich zu

ihr: „Hör mal, ist das wirklich Nikolas Grab?“ Nach einigen Tagen bestätigte sie es mir. Seit dieser Zeit — o Entsetzen - steht dort an schönen Tagen, die einen Besuch von Touristen erwarten lassen, die berühmte Erzika, die geliebte und mutige Frau des Räubers, schlägt die Augen im Gebet nieder, macht traurige Mundwinkel und sammelt Kronen und Zwanzighellerstücke ein. Oh, du Weib! Weißt du nicht, daß man Lieder von dir auf den Bergwiesen singt?

1934